

Heinrich Steinfest

Mariaschwarz

Kriminalroman

Piper
München Zürich

Vor jedem Unglück steht natürlich ein Glück, sonst ergäbe sich in der Folge ja kein Unglück. Dauerndes Pech ist etwas anderes. Dauerndes Pech ist eine Laune der Natur, die ohne Hintergrund auskommt, ohne Zweck bleibt. Unglück aber, also der Antikörper des Glücks, ist höchstwahrscheinlich eine übernatürliche Regung. Eine mutwillige Reaktion. Etwas in der Art eines göttlichen Beweises, nur daß solche Beweise von Theologen ungern zur Kenntnis genommen werden. Sie angeln lieber in fischlosen Teichen, gewissermaßen in Marienseen der Glaubenslehre, als sich den Gefahren der großen Meere auszuliefern.

Das trügerische Glück des Vinzent Olander hatte traditionellerweise darin bestanden, eine Frau kennengelernt zu haben. Nicht sehr originell. Aber es handelte sich um eine wirklich tolle Frau, wie es allgemein hieß, eine sehr viel jüngere, ausgesprochen hübsche Person, deren Jugend und Schönheit auf Grund einer gewissen engelsgleichen Ausstrahlung niemand, schon gar nicht Olander, mit einem trügerischen, sondern nur mit einem absoluten Glück in Verbindung brachte. Anfangs.

Komischerweise fürchten sich Männer eher vor schlangenhaften Wesen als vor engelsgleichen. So sehr sie etwa Netzstrümpfe mögen, würden sie einer Frau mit Netzstrümpfen niemals trauen. Dabei kann man Frauen mit Netzstrümpfen damit gleichsetzen, daß jemand für alle sichtbar eine Pistole trägt. Das schafft natürlich Unbehagen, aber wieviel gefährlicher sind Personen, die Pistolen tragen, die sie verbergen. Man wird das Ding immer erst zu Gesicht bekommen, wenn daraus geschossen wird.

Als Vinzent Olander in der Lobby eines Wiener Hotels dieser jungen Frau über den Weg lief – genauer gesagt über sie stolperte –, da hatte er gerade sein fünfundvierzigstes Lebens-

jahr erreicht. Allerdings fühlte er sich zu diesem Zeitpunkt sehr viel älter. Was man ihm nicht ansah, eingedenk seines damals etwas farbigeren Picabia-Gesichts und der noch nicht weißblonden, sondern goldblonden Haare. Aber die meisten Menschen, die gesund aussehen, sind es nicht. Olander jedenfalls erwischte in dieser Phase eine Verkühlung nach der anderen, selbst während des Sommers. Und Sommer war es auch, als er schniefend durch das Hotel marschierte, um einen Kunden zu treffen, der nach Wien gekommen war, um in eine von Olanders Firmen zu investieren. Olander war kein richtiger Wiener, er lebte hier bloß, ohne die Stadt eigentlich zu mögen. Noch sie zu hassen. Sie war ihm weder ein süßer Traum noch eine finstre Hölle. Er hielt sie für überschätzt, von allen überschätzt, von ihren Freunden wie Feinden. Das beste an Wien waren die Banken beziehungsweise die Art und Weise, wie hier Geldgeschäfte abgewickelt wurden. Es war diese Mischung aus Schweiz, Philippinen, Cayman-Inseln und Laientheater, die viele Transaktionen erleichterte. Wenn man denn wußte, mit den zuständigen Leuten umzugehen. Und Olander wußte es. Er kannte sich aus, kannte die Regeln, die Umgangsformen, die Notwendigkeit diverser Zierde. Bei alledem war er jedoch leidenschaftslos. Er war kein Geschäftsmann aus Passion, er war ein Geschäftsmann aus Not. Wie jemand, der erklärt, nichts Besseres gelernt zu haben.

Und da ging er also, einen Blumenstrauß in der Hand, durch die Lobby eines der besseren Hotels dieser Stadt. Der Blumenstrauß war für die Gattin seines Geschäftspartners. Daß die Blumen nicht die waren, die Olander bestellt hatte, empfand er als ein schweres Übel. Er fühlte sich unsicher. Falsche Blumen waren wie falsche Zahlen. Am Ende, wenn zusammengerechnet wurde, gab es meistens Ärger.

Solcherart abgelenkt, eigentlich nur noch auf die Blumen schauend und in diesbezügliche Gedanken vertieft, lief Olander in eine junge Frau hinein, rannte sie geradezu um, sodaß er gemeinsam mit ihr stürzte, während der Blumenstrauß sich selbständig machte und davonflog. So konnte Olander, während er auf dem Boden landete, das Gesicht der Frau sehen, die

er mit sich gerissen hatte. Er half ihr auf, war natürlich untröstlich und so weiter.

»Ist ja nichts geschehen«, sagte sie. Sie sprach weder laut noch leise, weder erregt noch betont gelassen. Sie sprach einen geraden Satz durch einen geraden Mund. Und das ist eine Seltenheit. Häufig ist der Satz schief, oder der Mund ist schief. Meistens beides. Hier aber war alles gerade, das ganze Gesicht, der ganze Körper, die Haltung, die Mimik, ohne daß aber der Eindruck einer trickreichen Modellierung entstand. Die Geradheit dieser jungen Frau kam nicht konstruiert daher, nicht wie aus dem Windkanal der Modejournale. Ihre Beine waren nicht länger als lang, ihre Figur nicht schlanker als schlank. Die Reinheit ihres Gesichtes schien frei von schwerwiegenden Manipulationen. Der Eindruck des Zierlichen frei von Drogen und Schwermut. Dem Engelsgleichen ihrer Erscheinung wiederum fehlte der Heiligenschein. Hier stand ein Mensch. Ein Mensch ohne Flügel. Zumindest konnte man die Flügel nicht sehen.

»Ich würde gerne ...« Olander stockte. Ja, was würde er denn gerne?

»Ich sagte doch schon, es ist nichts geschehen«, machte die junge Frau klar, keinen Grund dafür zu sehen, daß der Mann, der sie gerade umgerannt hatte, jetzt auch noch die Situation auszunützen versuchte, indem er sie etwa zum Abendessen einlud.

»Sie haben sich auch wirklich nicht verletzt?« fragte Olander.

»Nein«, erwiderte sie ruhig, drehte sich um und ging.

Olander sah ihr hinterher. Auch ihr Gang war sehr gerade. Gerade, nicht steif. Auf eine elastische Weise gerade. Auch nicht schwebend, sondern einen Fuß fest und sicher vor den anderen setzend. Und nur ein sehr genauer Beobachter hätte erkannt, daß diese deutliche Bodenhaftung etwas Gespieltes besaß. Wie auch das Fehlen eines sichtbaren Ausschlagens der Hüfte. Diese Frau hielt ihre Hüfte in Schach. Ganz so, wie man einem gescheiterten Kind verbietet, seine Gescheitheit auszuspielen.

Olander aber war alles andere als ein guter Beobachter, nie gewesen, und schon gar nicht in diesem Moment, da er dieser Frau nachgaffte. Obgleich kein ausgesprochener Frauenheld, war er dennoch erfolgreich. Sein Aussehen stimmte und sein Bankkonto stimmte. Das genügte, um Nächte, in denen er sich alleine fühlte, nicht alleine zu verbringen. Geheiratet allerdings hatte er nie. Auch keine Kinder in die Welt gesetzt. Und er war niemals einer Frau nachgelaufen. Entweder eine Frau blieb von selbst stehen oder nicht. Entweder kam die Sonne hinter den Wolken hervor, oder sie kam nicht. So einfach war das. Wer auch wollte eine Sonne zwingen?

Doch jeder Mensch hat ein Falleisen, in das er steigt. Olander ließ den Blumenstrauß liegen, wo er gelandet war, und bewegte sich rasch hinter der jungen Frau her. Kurz vor der Drehtüre, die hinaus auf eine der Prachtstraßen Wiens führte, holte er sie ein. Sie spürte ihn wohl kommen, bremste ab. Erneut lief er auf sie auf. Na, wenigstens warf er sie diesmal nicht zu Boden.

»Ist das ein Trick von Ihnen«, fragte sie, »so lange mit jemand zusammenstoßen, bis er mürbe wird? – Ich werde nicht mürbe, ehrlich.«

»Ich wollte wirklich nicht ... Sie sind ganz plötzlich stehen-geblieben.«

»Wie dumm von mir, so einfach stehenzubleiben. Allerdings wäre alles leichter, würden die Leute Abstand halten.«

»Normalerweise halte ich auch Abstand«, erklärte Olander.

»Und warum ist heute *nicht* normalerweise?«

»Es hat mit den Blumen begonnen, mit den falschen Blumen ... Aber das führt zu weit.«

»Das glaube ich auch.«

»Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen«, sagte Olander, einen Schritt zurücktretend. Einen kleinen Schritt. »Andererseits ist es ja so, wenn ich Sie jetzt einfach gehen lasse, werde ich Sie wahrscheinlich nie wieder sehen.«

»Und Sie denken also, das wäre ein Unglück. Vielleicht aber wäre es das Gegenteil.«

»Darauf sollte man es ankommen lassen«, meinte Olander.

(Das meint sich nämlich so leicht. Ununterbrochen erklären Leute auf dieser Welt: Ach, probieren wir doch mal! Und wissen nicht, was sie da sagen.)

Die junge Frau betrachtete Olander von der Seite her, wie man einen Baum betrachtet, dessen Dicke man einschätzt. Allerdings war ihr Blick nicht ohne Sympathie. Man kann nämlich sogar Sympathie für einen Baum haben, den man umzusägen plant.

Aber vielleicht war alles auch sehr viel weniger dramatisch, und die junge Frau dachte sich: Warum nicht? Jedenfalls nahm sie Olanders Einladung an, sich später am Abend, wenn beide ihre Termine würden erledigt haben, noch in der Hotelbar zu treffen.

Und sodann geschah nichts, was dieses Treffen hätte verhindern können. Es kam zustande, als hätte ein Geist einen schönen massiven Zaun um die Sache gebaut.

Vinzent Olander orderte Portwein. Dann nannte er endlich seinen Namen und erzählte, was er so tat. Beziehungsweise konzentrierte er seine Selbstdarstellung darauf, *kein* Wiener zu sein, wie man sagt, man sei *kein* Giftzweig.

»Ich heiße Yasmina Perrotti«, sprach die Frau und legte einen Finger auf die spiegelnde Theke, als produziere sie einen polizeilichen Fingerabdruck.

Ja, der italienische Akzent war Olander natürlich gleich zu Anfang aufgefallen, obwohl Yasmina nicht ausgesprochen italienisch aussah, wenn man sich das Italienische als eine Bräunungscreme des Lebens vorstellt. Die es mit sich bringt, daß Italiener selbst dann braun werden, wenn sie im Schatten stehen.

Yasmina Perrotti hatte graublau Augen, dunkelblondes, glattes Haar, Strähnen von unterschiedlichen Gelbtönen, im Haar wie in den Augen, dazu einen blaßrosa Teint, Sommersprossen auf dem Nasenrücken, die ein Muster bildeten, das entfernt an einen Notenschlüssel erinnerte. Sie wirkte eher irisch, hübsch irisch, was es ja auch gibt. In Irland sehen nicht alle aus wie ausgeblutete Sturmvögel.

Yasmina erzählte von ihrer Arbeit an der Mailänder Scala. Sie war Bühnenbildnerin, offensichtlich eine erfolgreiche, trotz

ihrer Jugend. Fünfundzwanzig. Das waren dann also zwanzig Jahre Unterschied. Nicht so schlimm, dachte Olander. Zwanzig Jahre waren nicht genug, um sagen zu *müssen*: Ich könnte dein Vater sein.

Vater allerdings wurde Olander dennoch. Denn ein halbes Jahr später heiratete er Yasmina, und gut eineinhalb Jahre, nachdem die sichthindernde Barriere eines Blumenstraußes dieses Zusammenfinden zweier Personen ermöglicht hatte, brachte Yasmina ein Mädchen zur Welt. Ein gesundes Mädchen, wie gerne gesagt wird: Clara.

Und Clara wurde nun zum eigentlichen Glück Olanders. Zu seiner eigenen Überraschung, weil er Kinder bis dahin eher für ein notwendiges Übel gehalten hatte. Notwendig bezüglich Fortpflanzung. Und ein Übel für alle. Auch für die Kinder selbst, die da also in ihrer unvollkommenen Kinderhaut stecken wie in einem viel zu engen Engerlingskleid, *ein* unbequemes Larvenstadium nach dem anderen absolvierend, dauernd krank, dauernd angeschlagen, launisch bis zum Gehtnichtmehr, sich und ihre Umwelt terrorisierend, parasitär lebend, an der Entwicklung der Sprache nur darum interessiert, um die Quengelei auf eine rhetorische Spitze zu treiben. Die Nerven der anderen und die eigenen tötend.

Olander hatte die Kinder seiner Freunde zur Genüge erlebt, doch offensichtlich hatte er eben nur die dunkle Seite der Kindermacht wahrgenommen. Oder aber diese Süßis waren tatsächlich durch und durch Monster gewesen, blutsaugende Nymphen und fallenstellende Kaulquappen. Nicht so Clara. Ohne daß deshalb gleich von einem Wunder gesprochen werden mußte. Denn Clara hatte nicht etwa von Anfang an durchgeschlafen. Auch sie war mit Bauchblähungen und wechselnden Stimmungen ins Leben getreten, mit dem Zorn, der sich daraus ergab, das Aufrechtgehen mit Hilfe eines Körpers bewerkstelligen zu müssen, der sich dafür in keiner Weise zu eignen schien. (Auf diesen Kleinkinderbeinen steht man wie auf einem wackeligen O. Das ist ein Ärgernis, das erst einmal ausgehalten werden muß. Die Ungeduld der Kinder verschränkt sich mit der Ungeduld der Eltern. Die Psychen aber prallen auf-

einander wie unvorteilhaft große Hörner. Der Mensch ist, um es auf den Punkt zu bringen, schlichtweg unpraktisch.)

Diesem Unpraktischen zum Trotz wurde Clara ein fröhliches Kind. Es fehlte ihr der Mörderblick, der so vielen Kindern anhaftet. Nicht, daß Clara es nicht auch unternahm, das eine oder andere Insekt zu töten. Aber sie bezog daraus keine Freude, keinen Gewinn, und ließ es darum in der Folge bleiben. Brauchte somit nicht zu größeren Tieren zu wechseln, um die Freude noch zu steigern. Sie war wohl das, was die Leute als ein typisches Mädchen bezeichnen. – Wäre es doch nur so, daß alle Mädchen, denen der Mörderblick fehlt, typisch wären. In Wirklichkeit sind sie die Ausnahme.

Natürlich war Olander in seine kleine Prinzessin verliebt und sah sie mit rosaroten Brillen. Doch er war klug genug, auch die rosaroten Brillen zu bemerken, durch die er schaute. Zudem war Clara tatsächlich ein liebevolles Wesen, nicht pflegeleicht, das ist etwas anderes. Sie war keine Fallenstellerin, sondern eine Fragenstellerin. Selbst das konnte natürlich anstrengend sein, dieses ständige Nachhaken, als seien Erwachsene zur Allwissenheit verpflichtet. Auch nützt es ja nichts, einem Kind zu erklären, man wüßte die Antwort nicht. Diese Anti-Antwort wird von den Kleinen nicht akzeptiert.

Warum stirbt man? – Weil man alt wird.

Warum wird man alt? – Weil man sich nicht erneuern kann.

Warum kann man sich nicht erneuern? – Ich weiß es nicht, mein Schatz.

Warum weißt du das nicht? – Ich weiß es nicht.

Warum? – Ich ...

Und dennoch. Clara besaß einen Tonfall, welcher ihren Vater so vollkommen für sie einnahm. Wie auch ihr Gesichtsausdruck. Selbst wenn Clara nervte, nervte sie eben auf eine herzliche Weise. In ihrem Blick lag ein kleiner Polster, der alles dämpfte. Ihre Stimme bestand aus Wellen, die sachte auf den Strand auftrafen. Natürlich brüllte sie hin und wieder, nie aber stampfte sie auf. Es fehlte ihr der Wille, die Welt auszulöschen. Und das ist wirklich selten bei Kindern.

Da Olander neben seinen Geschäften über jede Menge Zeit

verfügte – wie eigentlich die meisten Geschäftsleute, wenn sie einmal bereit sind, ihr Termintheater zu versachlichen –, widmete er sich oft seinem Kind. Ohne darum gleich wie ein Menschenrechtler oder Totalverweigerer daherzukommen. Olander trug zu jeder Zeit und zu jedem Zweck bunt gestreifte Seidenhemden und helle, getreidegelbe bis sandfarbene Leinenanzüge, die immer ein wenig verknittert sein mußten, wie unter dem Einfluß wechselnden Wetters. Und er trug eine goldene Patek Philippe, die er nicht herunternahm, nur weil er mit Clara in der Sandkiste saß und ihr half, Tunnels zu graben. Auch vermied er es, sich anzubiedern. Andere Eltern interessierten ihn nicht, ihre dämlichen Ansichten zu allem möglichen. Aus irgendwelchen Gründen glauben Menschen nämlich, daß die Zeugung und Aufzucht eines Kindes sie befähigt, die Dinge klarer zu sehen. Das ist Blödsinn. Und Olander wußte das. Er war durch Clara nicht klüger geworden, aber zufriedener.

Zufriedenheit und Glück übertrugen sich nur leider nicht auf Olanders Beziehung zu seiner Frau. Die beiden lebten sich auseinander, bevor sie noch so richtig zusammengewachsen waren. Sie hatten sich beide geirrt. Sie hatten etwas gesehen, was gar nicht da war. Ihre Liebe hatte auf dem Mißverständnis basiert, daß sie einander bräuchten. Aber sie brauchten sich nicht, nicht im geringsten. Ihre Liebe zerplatzte nicht, sondern verschwand wie der auf kaltes Glas gehauchte Atem.

Freilich, da war Clara. Und Yasmina liebte ihre Tochter mit derselben unbedingten Aufmerksamkeit und Zuwendung wie Vinzent.

.....

Es geschah, als man sich bereits im Gewirr der Innenstadt befand. Das Taxi fuhr in korrekter Weise über eine Kreuzung. Nachher hieß es, auch der Kleinlastwagen habe vorschriftsmäßig den Platz gequert. Möglicherweise sei eine der Ampeln defekt gewesen. Möglicherweise ... Es würde nie klar werden, wen die Schuld traf. Jedenfalls krachte der Lastwagen ungebremst in die linke Flanke des Taxis und wurde sodann von einem weiteren, hinten auffahrenden Wagen tiefer in die Karosserie des Taxis hineingetrieben. Derart, daß der Mann, der an eine Spitzmaus erinnerte, von einem Teil dieser Karosserie erdrückt wurde. Der Sitz, auf dem der im Sekundenbruchteil getötete Taxifahrer saß, verbog sich nach hinten und schloß den Unterkörper des rückwärtig sitzenden Vincent Olander ein. Olander schrie auf. Es war, als habe eine Falle zugeschnappt. Oder ein riesiges Maul. Währenddessen schlitterte das getroffene Taxi ein paar Meter über den Platz und krachte vergleichsweise sanft in einen zuvor abgebremsten Kleinwagen. Endlich kamen alle zu stehen. Ein Moment der Ruhe trat ein. Eine Sprach-

losigkeit. Eine taghelle Nacht. Ein mumifiziertes Leben. Nicht ganz. Man vernahm das Geräusch aufsteigender Tauben. Wie in einem Stadion in Erwartung der Hymne. Oder bevor der Papst spricht. Gleich darauf brach der Lärm mit doppelter Kraft los. Die Leute brüllten durcheinander, rannten über die Straße, flüchteten kopflos, rissen ihre Handys aus den Taschen. Jemand schrie, er sei Arzt. – Immer schreit jemand, er sei Arzt. Fehlte eigentlich nur jemand, der schrie, er sei Totengräber.

Aus dem Zustand zusammengepreßter Augen und zusammengepreßter Lippen und eingequetschter Beine erwachte Olander aus einer winzigen Ohnmacht, einem kleinen Traum, in dem päpstliche Tauben in einen bitterblauen Gewitterhimmel geflogen waren. Er erwachte und sah augenblicklich neben sich. Schneller als er denken konnte. Schneller als er sich fürchten konnte vor dem, was er zu sehen bekam. Sodaß nun eine Erleichterung auf eine noch gar nicht eingetretene Furcht folgte. Die Erleichterung, daß Clara unverletzt schien.

»Sag etwas, Clara, sag etwas!« flehte Olander, in eine andere Furcht geratend, die nämlich, einer Täuschung zu erliegen. Aber die Furcht war unbegründet.

»Mir tun die Gurte weh«, sagte Clara. Sie weinte eine kleine Träne. Dabei hätte sie jetzt wirklich heulen dürfen. Doch sie gehörte zu den Kindern, die sich ihre Tränen aufsparten für später. Wenn man dann erwachsen war und auch noch weinen wollte.

»Moment! Moment, Schatz!« keuchte Olander und öffnete Claras Gurt.

Dann bemerkte er das Feuer. Es brach vorn aus den Luftschlitzen der Motorhaube. Olander rief Gott an und versuchte ohne Rücksicht gegen die eigenen Knochen seine Beine zu befreien. Doch sie steckten fest. Der Fahrersitz lag wie ein Schneckengehäuse um Olanders untere Körperhälfte. Weshalb Olander sich jetzt zu Clara beugte und seinen Arm zur Wagentüre hin ausstreckte. Wenigstens war der Knopf der Kindersicherung nicht heruntergedrückt. Doch so sehr Olander sich auch anstrengte, er erreichte den Türgriff bloß mit seinen Fingerspitzen. Er hätte sich von seinen eingeklemmten Beinen los-

reißen mögen, diese Beine gerne geopfert, aber so funktionierte das halt nicht. Er war einfach nicht in der Lage, sich noch weiter zu strecken, als es schon geschehen war.

Er flehte Clara an, sie solle nach dem Griff fassen. Aber das Kind war wie versteinert.

Plötzlich ging die Türe auf. Jemand hatte sie von außen geöffnet.

»Raus, Clara, schnell!« schrie Olander.

Sein Blick ging hoch. Er erblickte eine Frau, die ihre Hände in Richtung des Kindes ausbreitete. Es war eine junge Frau. Gott, wie sympathisch sie aussieht, dachte Olander, der die Gesichtszüge jetzt wie auf einem Foto wahrnahm. Auch so, als hätte er Zeit, dieses Foto ewig lange zu betrachten. Als laufe bereits das Leben ohne ihn weiter. Nicht weiter schlimm. Hauptsache, Clara war gerettet. Clara würde nicht sterben müssen.

Die fremde Frau, die ein gutherziger Zufall in diesem Augenblick an diesen Platz geführt zu haben schien, half dem Mädchen aus dem Wagen, nahm es hoch und klemmte es gegen die Hüfte. Dann ging sie leicht in die Knie und sah zu Olander in den Wagen hinein. Olander bemerkte das geblümete Kleid der Frau. Ihm gefielen solche Sommerkleider, die eine gewisse Unschuld zum Ausdruck brachten. Keine dumme Unschuld, erst recht keine unerotische, eine zärtliche, aber selbstbewußte Unschuld. Rote Rosen vor violetterem Hintergrund. Ja, es waren rote Rosen auf diesem Kleid, wobei das Rot etwas Glänzendes und Durchsichtiges besaß. Nicht wie bei Blut, sondern wie bei Campari. Olander dachte gerne in Alkoholika. Was ihn nicht daran hinderte, den besonderen Blick der Frau zu registrieren. In ihren Augen lag ein Versprechen, das Versprechen, auf das Kind aufzupassen, es sich nicht vom nächstbesten Polizisten wegreißen zu lassen. Achtzugeben, daß Clara so rasch als möglich zu ihrer Mutter kam. Und vor allem, daß Clara nicht zusehen brauchte, wie ihr Vater in diesem Wagen verbrannte.

Die Frau nickte Olander zu. Dann zog sie die Arme stärker um Clara, wandte sich um, legte den Kopf über den des Kindes und lief davon. Die Windschutzscheibe zerbarst, und

eine Flamme schoß durch den Wagen, genau über die Stelle, an der Clara gegessen hatte. Olander dachte, was für ein Geschenk es war, das eigene Kind nicht sterben sehen zu müssen. Dafür war er gerne bereit, in der Hölle zu schmoren. Wenn denn das der Deal sein sollte.

Er dachte natürlich an eine andere Hölle als die, in die er bald geraten würde. Er dachte an den Tod. Aber der Tod kam nicht, obgleich Olander meinte, bevor ihn dann die nächste Ohnmacht überfiel, das Feuer habe ihn erreicht. Aber es war nicht das Feuer, sondern Schaum, welcher aus einem Feuerlöcher drang.

Als Olander wieder zu sich kam, ohne wirklich klar zu sehen, war man gerade dabei, ihn aus dem verbogenen Vordersitz herauszuschneiden. Er stammelte den Namen seines Kindes. Aber die Feuerwehrleute hörten ihm nicht zu. Er gab auf, trieb wie im Halbschlaf umher, tatsächliche und imaginierte Tauben durch eine aufgerissene Stelle im Wagendach betrachtend. Etwas später oder sehr viel später beförderte man ihn in einen Rettungswagen. Die Sirene gellte.

Und wo war Clara? Nun, es war wohl nicht üblich, die Kinder danebenzusetzen, wenn der Vater mit Sauerstoffmaske, Infusionsschlauch und blutverschmierten Beinen auf der Tragbahre lag und im Eiltempo durch die Stadt gefahren wurde. Derartiges mutete man nur Ehefrauen zu. Nein, so wie es war, war es gut. Er hatte mehr Glück gehabt, als er verdiente, dachte er.

Irgend jemand, ein kleiner oder großer Geist, der im All lebte und gerade des Weges kam, meinte lächelnd: *Niemand verdient Glück. Denn der Sinn ist doch der, daß schlußendlich alles schlecht ausgeht.*

Ich phantasiere, stellte Olander fest, dann schlief er ein. Dabei sollte es eigentlich umgekehrt sein.